



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Was wird aus dem Griechischen?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seinem Wortlaute nach zur Anwendung kommen, weil die Voraussetzungen, die es fordert, zu schwer zu erweisen sind. Die Übertreibung, die in der Bedrohung mit Strafe liegt, würde sich dadurch rächen, daß die Gerichte um so bedenklicher in der Anwendung des Gesetzes sein würden. Auch nach Erlass eines solchen Gesetzes würde also, nachdem der erste Schrecken vorübergegangen wäre, alles beim alten bleiben.

Wer sich bewußt ist, wie sehr im Laufe der letzten Jahrzehnte das Ansehen der Gerichte darunter gelitten hat, daß sie sich nur allzu häufig den wirklichen Lebensverhältnissen als entfremdet erweisen, der mußte die in dieser Angelegenheit sich heranbildende neue Praxis des Reichsgerichts, nicht zum wenigsten im Interesse der Justiz selbst, mit großer Freude begrüßen. Da ist es dem wahrhaft schmerzlich, zu sehen, wie sich alsbald wieder eine Jurisprudenz dagegen stemmt, die vielleicht manchen geistreich erscheinen mag, die aber meiner Ansicht nach ohne innern Wert ist. Sollte sie durchdringen, so würde damit nur eine der schlimmsten Giterbeulen unsers Verkehrslebens geschont werden.



Was wird aus dem Griechischen?



Seit an das Gymnasium die kaiserliche Mahnung ergangen ist, daß es seine Zöglinge nicht zu Römern und Griechen, sondern zu deutschen Männern erziehen möge, ist der Streit zwischen dem humanistischen Gymnasium und dem Realgymnasium ziemlich zum Stehen gekommen. Der einseitige Betrieb der alten Sprachen ist verurteilt, den modernen Wissenschaften ist ihr Recht geworden — was hätten die Realschulen noch zu sagen, oder wie könnten sie das, was sie jederzeit gesagt haben und immer wieder sagen möchten, besser und wirksamer ausdrücken! Die Schulen ohne Latein entwickeln sich unter der stillen Teilnahme der Ministerien immer kräftiger, und die Gymnasien, die bereits den freien lateinischen Aufsatz und die Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische in der Reifeprüfung auf dem Altare des Vaterländischen haben opfern müssen, brauchen sich auch nicht zu beklagen. Die Schülerzahl ist dieselbe geblieben, ja sie hat sich an vielen Orten gesteigert, seit über den Schulbänken eine mildere Luft weht.

Aber die Streitart ist trotzdem noch nicht begraben, und merkwürdigerweise ist der Kampf im humanistischen Gymnasium selbst entbrannt. Die Herren vom Gymnasium stehen gegen einander auf, und das Objekt des

Kampfes ist — das Griechische. Ist das Griechische ein notwendiger Bestandteil des Gymnasialunterrichts, und wenn das der Fall ist, in welchem Umfange soll es betrieben werden? Das ist der Streitpunkt. Fest steht, daß es in dem jetzigen Umfange nicht lange mehr wird betrieben werden können, wenn das Gymnasium den modernen Wissenschaften so weit Rechnung tragen soll, daß es allgemeine Bildungsanstalt bleibt und nicht zur gelehrten Fachschule wird.

Das beste Bild dieses Kampfes um das Griechische geben zwei Schriften, die in letzter Zeit einiges Aufsehen gemacht haben: Die Zukunft des griechischen Sprachunterrichts auf den Gymnasien (Vortrag, gehalten in der siebzehnten Generalversammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten der Provinzen Ost- und Westpreußen zu Danzig am 19. Mai 1891 von Dr. Fr. Bahnsch, Professor am Königlichem Gymnasium zu Danzig. König, Wilh. Düpont, 1891); die andre: Der Streit um den griechischen Sprachunterricht, von demselben Verfasser (Danzig, Saunier). Die erste Schrift enthält die Thesen und ihre Begründung, die zweite verteidigt diese Thesen gegen die Fachgenossen, die das Griechische um jeden Preis festhalten möchten, besonders gegen den Heidelberger Gymnasialrektor G. Uhlig, der gern einmal aus der Hochburg des humanistischen Gymnasiums einen gewaltigen Ausfall gegen die andrängende moderne Bildung macht. Gegen Bahnsch hat er freilich einen etwas schweren Stand, weil auch dieser ein feiner Kenner des Griechischen ist und über eine reiche Erfahrung auf dem Gebiete des griechischen Unterrichts in den verschiedenen Klassen gebietet.

Die Thesen, die Bahnsch aufstellt, sind folgende: 1. Der griechische Sprachunterricht kann heute nicht mehr (oder noch viel weniger als früher) sein Ziel erreichen, die Schüler sprachlich so weit auszurüsten, daß sie fähig wären, die griechischen Schriftsteller in der Ursprache mit einiger Sicherheit und Selbstständigkeit zu lesen. 2. Die auf der Schule erworbenen Sprachkenntnisse im Griechischen verflüchtigen sich sehr schnell, weil später meist die Gelegenheit fehlt, sie aufzufrischen und neu zu befestigen; sie sind notwendig nur für theologische und philologisch-historische Studien, sonst aber wohl ein Schmuck, aber kein unentbehrliches Element wissenschaftlicher Bildung. 3. Die Schüler werden in die griechische Litteratur viel leichter und gründlicher durch gute Übersetzungen eingeführt. 4. Deshalb ist es vernunftgemäß, den griechischen Sprachunterricht aus dem obligatorischen Betriebe zurückzuziehen und von der dadurch frei gewordenen Zeit in den obern Klassen einen Teil (etwa zwei wöchentliche Stunden) einem neu zu organisirenden Unterricht in der griechischen Litteratur zu widmen, der sich auf deutsche Übersetzungen gründet. 5. Diese einschneidende Maßregel würde endlich Raum schaffen für die berechtigten und auf die Dauer unabweislichen Wünsche der Gegenwart, die Aufnahme des Englischen in den obligatorischen Unterricht und — einen gründlichern Betrieb des Deutschen.

Die Gründe, die Bahnsch für diese kühnen Behauptungen anführt, sind von hohem Interesse. Er weist zunächst nach, daß die griechische Schullektüre seit fünfzig Jahren bedeutend zurückgegangen ist. Während man früher Euripides und Aeschylus, die beiden ersten Bücher des Thukydides und Platos Phädon las, wagt man sich heute kaum noch an Sophokles Chöre und liest vom Phädon höchstens das Anfangs- und das Schlußkapitel. Noch mehr ist das grammatische Wissen zusammengeschrumpft, seit dem Griechischen durch den Lehrplan von 1882 achtzig Lehrstunden entzogen worden sind. Schon jetzt ist das grammatische Wissen weder für die Lektüre noch für das Übersetzen aus dem Deutschen ausreichend. In den Mittelklassen, wo das Griechische beginnt, schlägt man sich bis zur Ermüdung mit der Formenlehre herum, und in den Oberklassen, bei der Lektüre, empfindet man es bitter, wie wenig sprachliche Sicherheit überhaupt erreicht werden kann. Ist diese Plackerei mit den Formen, fragt Bahnsch, eine angemessene Übung der Geisteskraft? Und dann — was bleibt von dem so mühsam erworbenen Wissen nach dem Abgang von der Schule haften? Auch die wärmsten Freunde der altgriechischen Sprache und Litteratur — und wer beide kennt, zählt sich zu ihnen — können sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die griechische Sprache — wohlgemerkt: die Sprache — jetzt in dem Wissen und Können der Höhergebildeten eine recht untergeordnete Rolle spielt. Das Griechische macht sich im praktischen Leben der Gegenwart gar nicht und im wissenschaftlichen — wenn wir von Theologen, Philologen und Philosophen absehen — sehr wenig bemerkbar. Wo kommt der Jurist oder der Mediziner durch seinen Beruf noch mit dem Griechischen in Berührung? Es ist schlechterdings nicht zu leugnen, daß jetzt die wissenschaftliche Arbeit der Fachstudien ebenso wie die praktische Thätigkeit weit vom Griechischen wegführt. Auch in dem, was sonst zur höhern Geisteskultur unsrer Zeit gehört, tritt die griechische Sprache wenig hervor. Denn die reiche Fülle großer und ursprünglicher Gedanken, die der griechischen Litteratur ihren bleibenden Wert verleiht und unsre eigne befruchtet hat, ist bei dem Übergange in unser Schrifttum vom griechischen Laute abgelöst, wird deutsch gedacht und in deutschen Worten fortgepflanzt.

Aus diesen Gründen, behauptet Bahnsch, wird sich der obligatorische Betrieb des griechischen Sprachunterrichts auf die Dauer nicht halten lassen. Er wird in die weniger anspruchsvolle und deshalb keineswegs mißachtete Stellung eines fakultativen Unterrichts zurücktreten und fortan — dem gehässigen Streit der Parteien entzogen — eine stille Gemeinde von freiwilligen, glaubens-treuen und deshalb um so eifrigern Jüngern um sich sammeln. Obligatorisch aber soll die Lektüre guter Übersetzungen sein, und sie wird viel tiefer in die geistige Entwicklung des Schülers eingreifen, als es jetzt möglich ist, weil sie in viel größerer Ausdehnung als jetzt wird betrieben werden können.

Man darf nicht glauben, daß der obligatorische Unterricht im Griechischen

sehr alt sei. Noch im Anfange unsers Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur noch wahrhaft befruchtend wirkte und vielfach die Geistesrichtung der Edelsten unsers Volks bestimmte, war die Teilnahme am griechischen Sprachunterricht den Schülern ganz frei gestellt. Selbst Friedrich August Wolf, den man auch jetzt noch gern als den eigentlichen Begründer der preußischen Gymnasialpädagogik feiert, war durchaus für den fakultativen Betrieb des Griechischen. In einem für die philosophische Fakultät zu Halle im Jahre 1803 entworfenen Gutachten riet er, das Griechische nur für die Theologen und Gelehrten-schullehrer obligatorisch zu machen. Erst in der neuen preußischen Prüfungsordnung vom Jahre 1812 tritt es als unumgängliche Vorbedingung zu Universitätsstudien auf. Wolf hat seinen Unmut über diese Wendung der Dinge wiederholt in scharfen und bitteren Worten geäußert. Es half nichts, die Entwicklung des preußischen Gymnasialunterrichts ging unter dem strammen, jede Sonderansicht rücksichtslos niedererschlagenden Regiment Schulzes auf dem einmal betretenen Wege weiter. Brähe man mit diesem System, das vor achtzig Jahren unter dem Einfluß einer damals in Gelehrtenkreisen mächtigen, jetzt längst verlaufenen Zeitströmung ziemlich gewaltsam in die Praxis eingeführt worden ist, so würde man nicht altherwürdiges beseitigen, sondern im Gegenteil an die glänzendste Zeit des deutschen Geisteslebens anknüpfen.

Bahnsch, dem wir hier beinahe Wort für Wort gefolgt sind, geht nun auf den Wert guter Übersetzungen ein. Der gewöhnliche Einwand lautet: Übersetzungen können nie das Original ersetzen, selbst gute können es nicht. Aber Shakespeare ist durch die Schlegel-Tiecksche Übersetzung, Homer durch die Vossische deutsch geworden, warum sollte das nicht auch bei andern Schriftstellern möglich sein? Und dann: Haben wir wirklich den vollen Genuß der griechischen Sprache, wie ihn die Alten gehabt haben? Liegt dieser Genuß etwa in der mühselig weiterschleichenden Pensienarbeit, die in langen Zeiträumen nur einen kleinen Teil des ganzen Werkes bewältigt, oder in der stockenden, unbeholfnen Übertragung des Schülers, oder etwa in der Aussprache? Eckstein nannte die jetzt übliche Erasmus'sche Aussprache geradezu rauh und breit und meinte, daß von einem schönen Klange der Sprache gar nicht die Rede sei. Wenn uns die Alten hörten! In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der klassischen Zeit des Humanismus, was erschien den Verehrern des Griechischen als das wichtigste? Gute Übersetzungen. Unsr große Dichter verdanken diesen Übersetzungen mehr als den Originalen, und seit dieser Zeit ist die Übersetzungskunst weit vorgeschritten. Man denke an Droysens Aeschylus und Aristophanes, an Geibels Tyrtaeus, Sappho und Theognis, an Langes Herodot, an Tafels Xenophon!

Aber machen es Übersetzungen nicht zu leicht? Ist es nicht sehr wahr, daß nur im fremdsprachigen Unterrichte die Schüler jene strenge Gewohnheit

scharfen Aufmerkens erwerben, die für eine fruchtbare deutsche Lektüre vorausgesetzt werden muß? Ist es nicht sehr wahr, was Cauer in seiner neuesten Schrift „Unsre Erziehung durch Griechen und Römer“ sagt: „Die Gedanken der Schüler gleiten am deutschen Text ab, wie das Rad an der zu glatten Schiene: es fehlt an Reibung“? Nein, auch das ist kein stichhaltiger Einwand. Wenn das Eindringen in fremde Sprachgebiete so schwer ist wie beim Griechischen, dann ist es nur für wenige philologisch begabte Schüler ein Segen, für die Klasse aber, die Masse, ein Zurückhalten der geistigen Entwicklung, und eine vergebliche Marter dazu. Warum in einen dichten Wald mit der Axt in der Hand eindringen wollen, wenn von allen Seiten gebahnte Fußpfade hineinführen? Die Hauptsache aber ist, daß wir Zeit gewinnen müssen für die neuern Sprachen und vor allem für das Deutsche. Hier ist Reibung genug, wenn man nur fahren und nicht darüber hinfliegen will. Wie sehr auch die Altphilologen gegen jede Vermehrung der Stundenzahl für das Deutsche protestiren, der philosophische Gedankengehalt unsrer klassischen Litteratur, die praktische Verwertung unsrer grammatischen Studien für die Sprach- und Schreibweise aller Gebildeten, das sind Schätze, die gehoben werden wollen, und die sich ohne die schwerste Schädigung aller Stände nicht länger übersehen lassen. Durch das Studium fremder Litteraturen und fremder Sprachen allein erfassen wir nimmer den Gedankengehalt unsrer Litteratur und den Geist unsrer Sprache. Darum gilt es, das Studium der toten Sprachen soweit zu beschränken, daß die nationale und moderne Bildung daneben nicht Schaden leide.

Man sieht, daß diese Vorschläge, hervorgegangen aus den am Gymnasium selbst gemachten Erfahrungen, viel weiter reichen, als die eifrigsten Verteidiger der Einheitsschule zu gehen gewagt hätten, auch weiter, als es für die einheitliche Gestaltung des höhern Schulwesens unbedingt nötig ist. Diese einheitliche Gestaltung des höhern Schulwesens aber, diese Eingliederung der Realgymnasien und Realschulen oder höhern Bürgerschulen in den Organismus des höhern Schulwesens ist eine unabweisbare Forderung des heutigen Unterrichtswesens, eine Forderung übrigens, die nicht die Schulmänner stellen, sondern das gesamte deutsche Volk, soweit es am höhern Schulwesen Interesse hat. Es ist auf die Dauer unhaltbar, daß man den Eltern zumutet, über den künftigen Beruf eines neun- oder zehnjährigen Knaben zu entscheiden. Mögen die für das Griechische begeisterten Philologen immerhin einen Teil davon im Gymnasium festhalten, der größere Teil der griechischen Sprachstudien wird doch an die Universität abgegeben werden müssen. Diese Verschiebung wird nicht bewirkt durch die Lehrer des Realgymnasiums, wie man häufig in den Kreisen der Gymnasiallehrer noch zu glauben scheint, sondern durch die steigende Bedeutung der zeitgemäßen Bildung und durch die Notwendigkeit, die gerechtesten Forderungen der Öffentlichkeit zu befriedigen. Zu dieser einheitlichen Gestaltung wäre es nötig, daß das Griechische erst in Obersekunda begönne, also

auf dem Gymnasium nur drei Jahre betrieben würde. Freilich würden dann gute Übersetzungen griechischer Schriftsteller schon in den Mittelklassen gelesen werden müssen. In den Oberklassen würde man dann die Schüler mit den wichtigsten grammatischen Eigentümlichkeiten der griechischen Sprache bekannt machen, um ihnen, d. h. den Theologen, Philologen und allen denen, die sich einer ausschließlich gelehrten Laufbahn zuwenden wollen, das Studium des Griechischen auf der Universität zu erleichtern. Dann könnte die höhere Bürgerschule (Realschule) der natürliche Unterbau der gymnastischen Anstalten werden, wie die Volksschule bis zum zehnten Lebensjahre der natürliche Unterbau der höhern Bürgerschule ist. Dann würden auch die Muttersprache, die neuern Sprachen und die Naturwissenschaften zu ihrem Rechte kommen, und kein vorurteilsfreier Gymnasialrektor, kein vorurteilsfreier Universitätsprofessor, kein in der Praxis stehender vorurteilsfreier Jurist oder Mediziner würde behaupten können, daß das Bildungsziel dieser höhern Schule geringer sei als das Bildungsziel des jetzigen Gymnasiums. Nach dem, was jetzt auf dem Gebiete des Gymnasiums selbst vorgeht, rücken wir diesem Ziele merklich näher. Hat doch die Generalversammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten Ost- und Westpreußens zu Pfingsten 1891 den Vortrag Bahnschs mit „vielseitigem Beifall“ begrüßt, ja der Vorstand dieses Vereins den Druck ausdrücklich gewünscht, und unter denen, die beistimmten, waren auch Philologen vom reinsten Wasser.



Land und Leute in Ostfriesland

Von G. f. Gödel

(Schluß)



it andern deutschen Volksstämmen hat der Ostfrieze das gemein, daß er besondere Stände besonders gern aufs Korn nimmt, namentlich die Advokaten, die Apotheker, die Müller, die Schneider und — die Bauern. Der ostfriesische Marschbauer kann sich ein bißchen Neckerei schon gefallen lassen, denn er sitzt dick im Fett. Man hat auch nichts davon gehört, daß einer unter den Agrariern gesehen worden wäre. Ein großer Teil der Landwirtschaft besteht hier einfach darin, daß das liebe Vieh im Frühling auf die saftigen Weiden getrieben und bis zum Spätherbst Tag und Nacht dort gelassen wird. Wers so leicht hat, der tröstet sich über allerhand Scherze leicht mit dem Gedanken, daß Neider besser sind als Mitleider.